

„Frohe Bejahung des echten Notzustandes“.  
Kirchenbau aus Trümmersteinen und  
materiellen Hinterlassenschaften des Nationalsozialismus

*Kai Kappel*

Als im Mai 1945 die Waffen schwiegen, bestanden die Zentren deutscher Großstädte, aber auch Mittelstädte wie Gießen, Pforzheim oder Düren aus Bergen von Trümmerschutt und „himmeloffenen“ Ruinen. Zeitzeugen erinnern sich der plötzlichen, völlig ungewohnten Stille, der wüstenhaften Trümmerlandschaften und auch des Blütenteppichs, der in verstörender Schönheit die mit Grabkreuzen bezeichneten Schutthalden überzog. Während der Aachener Philosoph Peter Mennicken (1894–1960) die Trümmerszenerie mit einer Wüste zersplitterten Eises verglich, fürchtete der Kölner Stadtdechant Robert Grosche (1888–1967), dort abzustumpfen, gewissermaßen zu versteinern. Seine Einsicht: „Die Welt ist ins Heidentum zurückgesunken. Die Kirche ist tatsächlich Diaspora. Überall!“<sup>69</sup>.

I. Zur Rezeptions- und Forschungsgeschichte

Wie die Deutschen mit klaffenden Häuserruinen und vierhundert Millionen Kubikmetern Trümmern<sup>70</sup> konkret umgegangen waren, wie die daraus entstandene kirchliche Anfangsarchitektur der Besatzungszeit und der beiden deutschen Staaten aussah – daran musste

<sup>69</sup> Grosche, Robert: Kölner Tagebuch 1944–46. Aus dem Nachlass hg. von Maria Steinhoff. Köln; Olten 1969, S. 154.

<sup>70</sup> Jüngere Überblicksdarstellungen zu den Kriegszerstörungen deutscher Städte (mit Bibliographie): Mönch, Winfried: Städte zwischen Zerstörung und Wiederaufbau. Deutsche Ortsliteratur zum Bombenkrieg seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Die alte Stadt 30, 2003, S. 265–289; <http://www.historicum.net/themen/bombenkrieg/>.

bereits 15 Jahre nach Kriegsende ausdrücklich erinnert werden. Bedingt durch „Wirtschaftswunder“ und Wiederaufbau, geriet die damalige Sicht auf die ersten Jahre nach 1945 fast schon zu einem historischen Rückblick. Der bekannte katholische Kirchenbaumeister Rudolf Schwarz (1897–1961) äußerte 1960: „Unser Volk war damals unsäglich arm, und so mußten auch die neuen Kirchen von einer guten und reinen Armut werden“<sup>71</sup>. Sein evangelischer Kollege Otto Bartning (1883–1959) erläuterte 1958 seine Notkirchen-Aktion wie folgt: „Es ist wert, daß man sich diese Vorgänge während der Jahre 1945, 46, 47, 48 einmal wieder vergegenwärtigt. [...] Es war also kein Notbehelf, sondern die frohe Bejahung des echten Notzustandes, an den wir heute leider bereits nicht mehr gern erinnert sein wollen“<sup>72</sup>.

Der kirchliche Aufbau aus Kriegsruinen und mit Trümmersteinen ist seit den 1980er Jahren Gegenstand der Forschung<sup>73</sup>. Erfreulicher-

<sup>71</sup> Schwarz, Rudolf: Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Heidelberg 1960, S. 169.

<sup>72</sup> Zit. n. Hirzel, Stephan: Gespräch mit Otto Bartning: Die Stahlkirche und die Notkirchen-Aktion. In: Kunst und Kirche 21, 1958, Heft 1, S. 24–26, hier S. 25f.

<sup>73</sup> Ausgewählte Literatur: Frank, Hartmut: Trümmer. Traditionelle und moderne Architekturen im Nachkriegsdeutschland. In: Schulz, Bernhard (Hg.): Grauzonen und Farbwelten. Kunst und Zeitbilder 1945–1955. Ausst. Kat. Berlin 1983. Berlin; Wien 1983, S. 43–83; Werner, Johannes: Kirchenbau mit Kriegsruinen. Rückblick auf Trümmerarchitektur. In: Das Münster 40, 1987, Heft 3, S. 199–204; Hölms, Ulrich: Veredelte Armut. Architektur aus und auf Kriegstrümmern. In: Der Architekt 11, 1989, S. 554–558; Kahle, Barbara: Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts. Darmstadt 1990, bes. S. 179–183; Pehnt, Wolfgang: Umgang mit Ruinen. Kulturbauten in der deutschen Nachkriegsarchitektur. In: Borger, Hugo/Mai, Ekkehard/Waetzoldt, Stephan (Hg.): '45 und die Folgen. Kunstgeschichte eines Wiederbeginns (Thyssen-Vorträge). Köln; Weimar; Wien 1991, S. 111–134; Baumerich, Andreas: Die lebendige Spur. Vom Umgang mit gotischer Sakralarchitektur in Deutschland nach 1945 (Kölner Architekturstudien. 78). 2 Bde. Köln 2003; Kappel, Kai: Der Umgang mit Ruinen und Trümmersteinen des Zweiten Weltkriegs. In: Nerdinger, Winfried (Hg.): Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960. Ausst. Kat. München 2005. Salzburg; München 2005, S. 24–31; Pantle, Ulrich: Leitbild Reduktion. Beiträge zum Kirchenbau in Deutschland von 1945 bis 1950 (Bild-Raum-Feier. 4). Regensburg 2005; Schrickel, Svenja: Die Notkirchen von Otto Bartning – eine serielle Kirchenbauproduktion der Nachkriegszeit. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 34,

weise werden die grundlegenden Kriegsschadensdokumentationen immer mehr durch monografische Darstellungen bedeutender Nachkriegsarchitekten und spezifisch baugeschichtliche, quellengestützte Arbeiten ergänzt. Auch in den Publikationsreihen der Denkmalbehörden finden sich zunehmend Beiträge, die von der Schutzwürdigkeit solcher Notzeit- und Trümmersteinarchitektur handeln.

In den Überblickswerken zur Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts in Deutschland hat bezüglich der kirchlichen Trümmersteinbauten eine gewisse Kanonbildung eingesetzt. Diese umfasst Otto Bartnings Notkirchen (1948–51, mit Bauten in beiden deutschen Staaten) [Abb. 1], Hans Döllgasts Notsicherung von St. Bonifaz in München und Gottfried Böhms Kölner Kapelle „Madonna in den Trümmern“ (beide 1949–50), Emil Steffann mit der Franziskanerkirche St. Marien in Köln (1952–54) und Rudolf Schwarz mit St. Anna in Düren (1954–56) [Abb. 2]. Weil wir von einer flächendeckenden Erfassung solcher Trümmersteinarchitektur weit entfernt sind, könnte eine abschließende Bewertung in Teilen anders ausfallen.

## II. Möglichkeiten und Grenzen kirchlichen Bauens mit Trümmersteinen (1943–70)

Basierend auf der Habilitationsschrift des Verfassers<sup>74</sup>, handelt dieser Beitrag vom Umgang mit Trümmersteinen und anderen materiellen Kriegshinterlassenschaften in den Westzonen bzw. in der Bundesrepublik Deutschland. Es fällt auf, dass solche Trümmerspolien besonders häufig bei kirchlichen Bauten verwendet worden sind. Die anfängliche Kontingentierung neu produzierter Baustoffe und die behördliche Bevorzugung des Wohnungsbaues waren die wichtigsten Gründe hierfür. Zudem gab es deutlich vernehmbare Stimmen (namentlich von der politischen Linken), in Notzeiten wie diesen

---

2005, Heft 4, S. 201–213 (mit der älteren Lit. zum Thema); *Kappel*, Kai: Memento 1945? Kirchenbau aus Kriegsrüinen und Trümmersteinen in den Westzonen und in der Bundesrepublik Deutschland. Habil.-Schrift Mainz 2005, im Druck [München 2007].

<sup>74</sup> K. *Kappel*, Memento (wie Anm. 5). Wörtliche Zitate ausgenommen, sei für Einzelbelege auf diese Arbeit verwiesen.

seien Ausgaben und Anstrengungen für Kirchenbauten unangemessen. Die Pfarrer reagierten sehr unterschiedlich: Ihre Grundsteinlegungs- und Einweihungspredigten enthielten fast ausnahmslos Passagen der Rechtfertigung, sie initiierten Unterstützungsmaßnahmen für Wohnbauprojekte oder sie verkauften kirchliche Grundstücke für kommunale Zwecke. Bei der evangelischen Christuskirche in Wuppertal-Elberfeld waren unmittelbar nach Kriegsende sogar Plünderungen der Kirchenruine vom Pfarramt geduldet worden.

Die bauwilligen Kirchengemeinden unterzogen sich nach Feierabend und am Wochenende Trümmerräumungen, Notsicherungen, Fundamentierungs- und Maurerarbeiten; vereinzelt wurden sie durch zwangsverpflichtete ehemalige NSDAP-Parteimitglieder, anderswo auch durch „Displaced Persons“ tatkräftig unterstützt. Man tauschte Abbruchsteine ein oder erhielt diese als Lohn für extern durchgeführte Entrümmierungen; andere kirchliche Trümmergrundstücke dienten als Baustofflieferanten. In den meisten Fällen verfügte die Gemeinde über eine kriegsbeschädigte Kirche, an der auch aus ideellen Gründen (bei Katholiken besonders wegen der dinglichen Heiligkeit des Ortes) festgehalten werden sollte. Theateraufführungen, Krippenspiele und Gottesdienste in der Ruine sowie Prozessionen zu einem Altar inmitten des Schuttbergs hielten die Bindung der Gemeinde zu ihrem zerstörten Kirchenbau aufrecht. 1946 übermittelte die Pfarrerschaft der evangelischen Leonhardskirche in Stuttgart ihren internierten Gemeindegliedern eine bildreich-tröstende Botschaft: „Die Kirche steht als Ruine da. Doch ist sie immer noch der feinst abgemessene Raum in Stuttgart. Wir merken das, wenn wir an schönen Sommersonntagen Ruinengottesdienst darin halten. Das ist immer ein Fest, so unterm blauen Himmel, und all die guten Geister um uns, die immer noch den Raum der Kirche füllen, von den alten frommen Zeiten her. [...] Mit den Trümmern ist's zwar etwas eigenartig. Anfangs haben sie uns sehr weh getan [...] – jetzt geht's uns grad umgekehrt: Wir bekommen allemal sehr bald Heimweh nach unseren Trümmern. Warum eigentlich? Vielleicht ist's wie bei einem Mann, der sich von den Gräbern seiner Frau und seiner Kinder nicht trennen kann! Zumal jetzt, wo das Herbstlicht einen so wunderbaren Schein gießt über die noch stehenden Fassaden des Schlosses und des Nachts der Mond

durch zerrissene Häuserfronten hindurch Märchen erzählt aus besseren Zeiten, da ist's auch in den Trümmern schön<sup>75</sup>.

Der praktische, materielle Umgang mit der kriegszerstörten Kirche war nicht nur vom Schadensbild, von der Gemeindegröße und von den finanziellen Möglichkeiten determiniert. Wesentlich waren auch die kulturelle Prägung der Entscheidungsträger und deren Einstellung zu bestimmten Phasen der Architekturgeschichte und zur Moderne. Namentlich die Bauleistungen des späten Historismus unter Wilhelm II. waren damals äußerst ungeliebt. Diese wurden bis in die 1960er Jahre hinein von Architekten, Denkmalpflegern (Künstler-Konservatoren) und Pfarrern für ein so genanntes schöpferisches, lebendiges Gestalten geopfert<sup>76</sup>. Ein schöpferisch-interpretierender Umgang mit der kriegsbeschädigten Bausubstanz konnte auch zur Purifizierung historischer Wandgliederungen führen – bis 1948/50 entstanden verkargte, weitläufige Räume mit geraden Mauerzügen, schlichten Rundbogenfenstern, bergendem Apsis- oder Polygonschluss, vereinfachter Gewölbegestaltung oder durchlaufendem, offenen Dachstuhl. Man bezog sich auf Spätantike und Frühromanik – als gültig empfundene Umbruchs- und Anfangsepochen. Auch bei Neubauten aus Trümmersteinen ist eine solche reduktionistische Haltung deutlich erkennbar. Der karge, weitgehend ungliederte Kirchensaal kam den zeitgenössischen Forderungen nach *participatio actuosa* beziehungsweise nach dem einhelligen Predigtraum (Einraum) sehr entgegen. Offenheit für liturgische Neuerungen, latenter Stilwille und das Diktat der Not: Formenzauber, schimmernde Buntglaswände und aufwendige Wölbungen verbateten sich von selbst; an deren Stelle traten handwerkliche Gediegenheit und die Verwendung ortsüblicher Baumaterialien auch für die Ausstattung. Das konstruktive System – Stützen, Binder, Decken- und Dachlösung – war die eigentliche Herausforderung für die modernen Architekten.

<sup>75</sup> Pfr. Ißler, Lang und Bickerich an die [internierten] Männer aus der Leonhardsgemeinde. Typoskript Oktober 1946 (Pfarrarchiv St. Leonhard in Stuttgart).

<sup>76</sup> Hierzu zuletzt sehr kritisch und stark zugespitzt *Nerdinger*, Winfried: Feindbild Geschichte – Wiederaufbau in Westdeutschland zwischen Tabula Rasa und Rekonstruktion. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 58, 2004, Heft 3–4, S. 377–389.

Trümmersteine verwendete man im Wesentlichen für drei Aufgaben: 1) zur Ergänzung beschädigter Baupartien, 2) für verkleinernde Einbauten in Kirchenruinen und 3) im Kontext von Neubauten.

Zu 1): Durch Kriegseinwirkung geschlagene Löcher oder Brechen im Mauerwerk wurden mithilfe der allgegenwärtigen Trümmerbacksteine und -werksteine geschlossen (für das Rheinland bedeutsam ist der entsprechende Aufbau von Herz-Jesu in Köln durch Wilhelm Hartmann und Willy Weyres, 1954–57). Dem Lückenschluss dienten auch Betonwände, die man beiderseits mit Trümmersteinen verblendete. Das prominenteste Beispiel hierfür ist der Aufbau der evangelischen Marktkirche in Hannover (1946–59/60) durch den Architekten Dieter Oesterlen (1911–94). In vielen Fällen bestanden kirchliche und staatliche Denkmalpfleger darauf, dass Ergänzungen eines mittelalterlichen Backsteinbaus mit Handstrichziegeln im historischen Klosterformat erfolgten. Was nicht produziert werden konnte, das hielten die Trümmerberge bereit. So hatte etwa die Bauabteilung der Bremischen Evangelischen Kirche ein Depot historischer Abbruchsteine einrichten lassen, aus dem sich die Architekten für den Aufbau der mittelalterlichen Kirchen bedienten. In Hannover zog Oesterlen mit dem Handkarren zu Trümmergrundstücken mittelalterlicher Bauten, um dort Steine für seinen werkgerechten Aufbau der Marktkirche zu bergen.

Zu 2): Vielfach hat man die offene Kirchenruine bis auf Weiteres gesichert und in Teilen des Areals eine bescheidene Kirche aus Trümmersteinen eingerichtet. Solche Bauten entstanden in der Krypta, durch Abmauerung des Seitenschiffs oder der Orgelempore, manchmal auch als „Haus im Haus“ im zerstörten, himmeloffenen Kirchenraum. Erste Notbehelfe dieser Art finden sich 1944 und Anfang 1945. Mit wenigen Ausnahmen sind solche Einbauten bis 1955 durch den Aufbau oder Neubau der Kirche ersetzt worden. Erhalten blieb beispielsweise die Abmauerung des nördlichen

Seitenschiffs der evangelischen Kirche St. Stephani in Bremen (Arthur Bothe, 1947/48)<sup>77</sup>.

Nahezu alle Bauten dieser Art titulierte man als Notkirche. Mit diesem Terminus bezeichnete man nach 1918 und nach 1945 sowohl einen Interimsbau als auch eine dauerhafte Kirchengründung zur Behebung der gemeindlichen Not (so bei den Bartning'schen Notkirchen). Der Notkirchen-Begriff als solcher sagt also wenig über den Gestaltungswillen, die Bauform und die angestrebte Nutzungsdauer aus. Denkmalämter und kirchliche Bauämter können daraus keine historische Legitimation ableiten, einschneidende Veränderungen oder Ausbauten zuzulassen. Vielmehr sind die wenigen auf uns gekommenen Notbauten als Denkmäler zu bewerten. Das heutige Gemeindeleben in und mit einer solchen Notkirche bedeutet nicht Verstetigung von Not und Improvisation, sondern verantwortungsvollen Umgang mit einem würdevoll-schlichten, materiallehrlichen und für die derzeitigen Gemeindegrößen angemessenen Bau<sup>78</sup>.

Auch die bekannten Kölner Kapellen-Einbauten in Kirchenruinen – „Madonna in den Trümmern“ in St. Kolumba (Gottfried Böhm, 1949–50) und die Bruder-Konrad-Kapelle in Alt-St.-Alban (Karl Band und Rudolf Schwarz, 1958–60/64) – sollten dauerhafte Lösungen sein. Sie entstanden im schöpferischen Dialog mit der Ruine<sup>79</sup>. Besonders im Bereich der neu aufgemauerten Fassaden verwendete man Trümmersteine. Beide Kapellen bezeugen das Fortbestehen der kirchlichen Tradition in Ruinenräumen, die nicht mehr als Pfarrkirche, sondern als Erinnerungsorte an die zerstörerischen

<sup>77</sup> Bei der evangelischen Christuskirche in Wuppertal-Elberfeld wurde 1948 der Notkircheneinbau so konzipiert, dass dessen Betondecke später zur Bodenplatte des angehobenen Kirchensaales werden konnte.

<sup>78</sup> Was ihre Notkirche historisch aussagen will, sollte der Gemeinde regelmäßig vermittelt werden, etwa durch Predigten bei Kirchenjubiläen unter Bezugnahme auf die Einweihungsschriften und die Quellen im Pfarrarchiv. Es gibt vielfältige Möglichkeiten, den Übergang vom kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis zu befördern.

<sup>79</sup> Gottfried Böhm plante, bei einem späteren Aufbau von St. Kolumba die Kapelle „Madonna in den Trümmern“ in Teilen bzw. als Ganzes zu übernehmen. Für Literatur s. Anm. 29.

sche Gewalt des Zweiten. Weltkrieges dienten. Durch angrenzende, maßstabslose Museumsbauten verloren beide Kapellen seit 2000/02 einen großen Teil ihrer architektonischen Wirkung<sup>80</sup>.

Eine Sonderform bilden Abmauerungen ganzer Raumquerschnitte, um die Restsubstanz wieder einer gottesdienstlichen Verwendung zuführen zu können. Die evangelische Barfüßerkirche in Augsburg und St. Bonifaz in München sind hinsichtlich des Aufbaues formal vergleichbar: Ein gotischer, barock überformter Chor (Augsburg) und ein Schiffsfragment des 19. Jahrhunderts (München) wurden 1947–49 bzw. 1948–50 mit einem Mauerzug aus Trümmerbacksteinen geschlossen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege betreute beide Maßnahmen. Hauptargumente für den Teilaufbau waren die Entvölkerung der Innenstädte und der hohe Zerstörungsgrad der jeweiligen Kirche. Der damals in seiner Denkmalswürdigkeit strittige Bau von St. Bonifaz wurde durch Hans Döllgast (1891–1974) lediglich gesichert, die ruinöse Restsubstanz blieb bis auf Weiteres erhalten. Im Falle der Barfüßerkirche drängte das Landesamt darauf, die Chorabmauerung auch gestalterisch als dauerhafte Lösung einzurichten und gab das ruinöse Langhaus preis – zur Behebung der Not hatte sich die Gemeinde entschlossen, hier Sozialwohnungen errichten zu lassen. Im Frühjahr 1947 bekannte der Kirchenvorstand in bester evangelischer Tradition: „Die Pflicht gegenüber der lebendigen Gemeinde soll uns auch weiterhin mehr bestimmen als die Pflicht gegenüber den Resten der Gebäude“<sup>81</sup>

Zu 3): Der erste vollständige Kirchenneubau aus Trümmersteinen des Zweiten Weltkrieges entstand bereits 1942/43 im annektierten Lothringen: Emil Steffanns „Scheunenkirche“ in Boust (nördl. Thionville) wurde jedoch nie konsekriert und ist heute dem endgültigen Verfall nahe. In Deutschland begann man während des Interregnums der Besatzungszeit mit dem Neubau von Kirchen. Wo ein besonders hoher Zerstörungsgrad gegeben war, wo dringender

<sup>80</sup> Beklagenswert sind dort die Art der Überbauung und massive Setzungsrisse, zudem werden bestehende Kapellenfenster mittels außen liegender Neonröhren bzw. Außenstrahler illuminiert.

<sup>81</sup> Protokollbuch Kirchen-Vorstand 1944–1969. Sitzung 25.3.1947 (Pfarrarchiv der Barfüßerkirche in Augsburg). Die angrenzenden Neubauten wurden zum Teil aus Trümmersteinen der Kirche errichtet.

pastoraler Bedarf bestand, wo Pfarrer und Gemeindemitglieder gegenüber vorgeordneten Kirchenbehörden und städtischen Stellen willensstark auftraten, kam es bereits seit 1947/48 zu schlichten Neubauten aus Trümmersteinen. Diese Baustellen lagen nach der Währungsreform für Monate still. Obwohl viele Steine durch Verstoß, Säubern und Zurichten an den Oberflächen beschädigt waren, blieben die Mauerschalen der Notkirchen und Neubauten aus Trümmersteinen oftmals unverputzt. Dies war sichtbarer Ausdruck von Not, Improvisation und Selbsthilfe. Einige Gemeinden verwahrten sich Ende der 1950er Jahre aus eben diesen Gründen gegen ein Verputzen ihrer Trümmersteinkirche; Heinrich Köttgen (1911–88), Oberpfarrer von St. Anna in Düren, schaltete 1961 hierfür sogar die staatliche Denkmalpflege ein. Die sichtbare Präsentation der Trümmersteinmauer kam aber auch dem Ansinnen traditionsgebundener und gemäßigt moderner Architekten entgegen, die materialecht und werkgerecht bauen wollten. Bei Trümmersteinbauten ist der Anteil von Architekten aus der Stuttgarter und Münchener „Architekturschule“ überproportional hoch. In den einschlägigen Quellen finden sich übrigens keinerlei Bezüge zum Wiederaufbau Ostpreußens, der immerhin bis 1927 angedauert hatte.

Bautechnische Probleme ergaben sich, wenn die rohen, einfach errichteten Trümmersteinmauern mit weit gespannten Deckenkonstruktionen belastet werden sollten. Bei St. Marien in Düren (1948–49) wurden die Mauerzüge durch eine eingestellte Stahlkonstruktion ertüchtigt. Rudolf Schwarz und Rudolf Steinbach (1903–66) ließen beim Aufmauern von St. Anna in Düren [Abb. 2] im Mauer Kern vertikale Schächte frei, die man abschließend mit Beton ausgoss. Bei Otto Bartnings Notkirchen sind die Trümmersteinmauern nicht tragend, sie hinterfangen lediglich die vorgefertigte Nagelbinderkonstruktion [Abb. 1].

Wo städtische Trümmerverwertungsanlagen existierten, wurden nicht verwendbare Steinfragmente aus dem Abbruch klein gemahlen. Solche Partikel finden sich auch in Kirchen; sie dienten als Zuschlagstoff in Betonwänden und in Betonformsteinen. Ein ausdrückliches *Memento* an die Kriegszerstörung war damit nicht verbunden, hingegen wurde immer wieder die besondere Färbung und Lebendigkeit der Trümmersplittwände gelobt. Das wohl bekann-

teste Beispiel ist die 1951–53/56 durch Egon Eiermann (1904–70) errichtete evangelische Matthäuskirche in Pforzheim – ihr Pfarrer hatte den verheerenden Bombenangriff am 23. Februar 1945 als Luftschutzwart miterlebt, hatte dabei 80 Prozent seiner Gemeinde verloren. In der Eingangshalle der evangelischen Ludwigskirche in Freiburg/Br. (Horst Linde, 1952–54) schuf Peter Diederichs ein kunstvolles Deckenmosaik aus Trümmersteinen [Abb. 3]. Ein besonderer Fall ist St. Agatha im westfälischen Dorsten (Otto Bongartz, 1950–52/56). Dieses Bauwerk wurde aus Packbetonmauerwerk errichtet, wobei man die großformatigen Steine der kriegszerstörten Vorgängerkirche am Rand der Schalung positionierte. Erst nach dem Ausschalen ließ sich Bongartz von der ästhetischen Qualität dieser Lösung überzeugen. Der vorgesehene Außenputz unterblieb.

Das Bauen mit Trümmersteinen war hinsichtlich der Wandgestaltung wenig variationsreich: Es entstanden kubische, vorlagenlose Mauerzüge, die Öffnungen waren rundbogig, segmentbogig oder mit scheinrechtem Bogen geschlossen. Der Buntfarbigkeit des Mauerwerks mit den anhaftenden Mörtel- und Putzresten setzte man allenfalls den Entlastungsbogen als Gliederung entgegen. Ein vorzüglich erhaltenes Beispiel ist Rudolf Lempp's evangelische Paulus-Notkirche in Stuttgart (1948–49; heute: Himmelfahrt Christi) [Abb. 4]. Derlei Anklänge an frühchristliche und frühromanische Architektur waren, wie gesagt, alles andere als zufällig: Die „Anfangsepochen“ des Christentums wurden in der frühen Nachkriegszeit von Architekten und Theologen hoch geschätzt.

Seit 1952/55 weisen Kirchenneubauten aus Trümmersteinen hinsichtlich der formalen Gestaltung des Mauerwerks eine größere Bandbreite auf. Schichtmauerwerk verwendeten Heinrich Otto Vogel bei der evangelischen Christuskirche in Wuppertal-Elberfeld (1955–56) und Reinhard Riemerschmid bei der evangelischen Kirche St. Johannis in Würzburg (1956–57). Die antik-römische Architektur Triers und mittelalterliche Kirchen in der Toskana waren hierfür anregend gewesen. Hans Schillings Backsteinphantasien von Neu-St. Alban in Köln (1957–58/59) sind nach eigener Aussage vom Expressionismus beeinflusst. Ab Mitte der 1950er Jahre kam es auch zu „Mischmauerwerk“ aus neuen Steinen und Trümmerstei-

nen: Die Vorräte an Trümmersteinen waren geschwunden, neue Steine in großer Zahl und preiswert zu erwerben. Auch das Meisterwerk kirchlichen Bauens in Trümmersteinen, die 1954–56 errichtete Annakirche in Düren mit ihren 170 m langen, bis zu 14 m hohen Mauern [Abb. 2], besteht zu einem Drittel aus neu gebrochenen Steinen.

Das kirchliche Bauen mit und aus Trümmersteinen endete kurz vor 1970; die letzten diesbezüglichen Bauten sind die evangelische Stadtkirche in Pforzheim (Heinrich Otto Vogel, 1964–68) und die Apsispartien von St. Bonifaz in München (Hans Döllgast/Carl Theodor Horn, 1965/70). Einen überdeutlichen Schlusspunkt setzte die Predigt des badischen Landesbischofs Hans-Wolfgang Heidland (1912–92) anlässlich der Einweihung der Pforzheimer Stadtkirche im Jahre 1968: Wenn diese Kirche nur ein Wahrzeichen des Wiederaufbaues der Stadt sei, dann sei sie fehl am Platze, ein Zeichen für die Unwahrhaftigkeit des Establishments.

### III. *Membra disiecta* und Inschriften als Zeugnisse der Zerstörung

Bis in unsere Tage beschäftigt die Gemeinden, wie Skulpturspolien und Ausstattungsstücke aus der Kriegszerstörung sinnvoll präsentiert werden können. Säulentrommeln, Rippenprofile oder Schlusssteine stellt man auf dem Zugangsweg zur Kirche, im Vorhof oder in Andachtsräumen aus. St. Mechtern in Köln-Ehrenfeld und St. Antonius in Hürtgenwald-Gey sind formal vergleichbar – in beiden Fällen platzierte man Stützenreste des zerstörten Vorgängerbaues vor der Fassade; das erste Beispiel stammt von 1953/54, das zweite von 1998. Im Archiv von St. Maximilian in München heißt es 1945 lapidar: „Setzen der ausgebombten Tabernakeltüre als Epitaph<sup>82</sup>; die verbogene Tabernakelfront hat man in jene Seitenschiffswand eingelassen, die von 1946 bis 1953 Bestandteil der Notkirche sein sollte.

Ein besonderer Fall sind die abgestürzt, verbogen und zersprungen daliegenden Glocken im Süderturm der evangelischen Marienkirche in Lübeck [Abb. 5]. Besser als jede Schriftquelle bezeugen sie die zerstörerische Gewalt des britischen Luftangriffs vom 28. März

<sup>82</sup> Fa. Paul Böhm's Söhne an die kath. Gesamtkirchenverwaltung. Abrechnung für Arbeitszeitraum 31. 8.–27. 9. 1945 (Pfarrarchiv St. Maximilian in München).

1942. Es handelte sich um das erste alliierte Flächenbombardement auf eine deutsche Stadt (die Deutschen hatten 1939/40 Warschau, Rotterdam, Nivelles, Amiens, London und Coventry ein vergleichbares Schicksal bereitet). Bereits am 9. April 1942 schlug der Lübecker Stadtbaudirektor und städtische Denkmalpfleger Hans Pieper (1882–1946) vor, aus den daliegenden Glocken eine Erinnerungsstätte an die Bombardierung zu schaffen. Dieses Konzept wurde am 24. März 1943 von Reichswirtschaftsminister Walter Funk (1890–1960) bewilligt – die Glocken mussten nicht für Rüstungszwecke abtransportiert werden. Die Kapelle im Süderturm ist somit einer der europaweit ersten Orte, an dem Zeugnisse der Zerstörung des Zweiten Weltkrieges als Mahnmal vorgesehen worden sind. Seit 1951 diente die Kapelle als Mahnmal und Denkmal an den Krieg. Sie wurde jedoch mit einem zweiten, zeitgenössischen Gedenkkonzept überformt. In einem damaligen Redetext heißt es: „Die seit der Brandnacht geborsten am Boden liegenden Glocken von St. Marien [...] sollen von nun an ein Zeichen der bleibenden Erinnerung an die zerstörten Kirchen des Ostens, an ihre Friedhöfe und die ungezählten Gräber der Verschollenen und auf der Flucht Umgekommenen sein“<sup>83</sup>. In unseren Tagen wird versucht, auch das Gedenken an vier Lübecker Märtyrer des 20. Jahrhunderts – drei katholische Geistliche und einen evangelischen Pfarrer, die 1943 hingerichtet wurden<sup>84</sup> – in eben dieser Kapelle zu verorten.

Weitgehend unbekannt sind die wenigen Inschriften an Trümmersteinwänden. Bei St. Albert in Saarbrücken, einem frühen Bau Gottfried Böhms (geb. 1920), vermauerte man 1952 an der Außenseite der Sakramentskapelle Fragmente fünf verschiedener Inschriften [Abb. 7]. Diese stammen aus der 1939 geweihten, bereits 1944 bombenzerstörten Vorgängerkirche. Durch das Zerklüftete der Blöcke, durch die abbrechenden Wörter bleibt die Wucht der Zer-

<sup>83</sup> [Anonym]: „Festsonntag in Marien“, o. D. [1951] (Archiv des Kirchenkreises Lübeck).

<sup>84</sup> Hierzu zuletzt: *Schultze*, Harald: Das Projekt „Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts“ im ökumenischen Kontext. In: *Schultze*, Harald/*Kurschat*, Andreas (Hg.): „Ihr Ende schaut an...“. Evangelische Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Leipzig 2006, S. 27 sowie *Kurschat*, Andreas: Stellbrink, Karl Friedrich. In: Ebd., S. 446–448.

störung nachvollziehbar. St. Peter im rheinischen Zülpich zeigt am Außenbau gruppierte Trümmersteine der mittelalterlichen Vorgängerkirche. 1955 veranlasste der örtliche Museumsleiter Paul Hubert Pesch (1882–1970), dass diese Steine ihre jüngste Geschichte erzählen. Der Text auf den Trümmersteinen lautet:

„MCM 44 / zur heiligen nacht / rissen bomben empor / dies gestein†“.

#### IV. Materielle Bezugnahme auf die jüngste Geschichte

Ein für die damaligen Gemeinden hochproblematischer Themenkomplex war die Indienstnahme von Bunkern und Kriegsgerät, von Steinen aus Parteibauten und aus Opferorten in einen kirchlichen Kontext.

St. Sakrament in Düsseldorf-Heerdt ist substanziell ein Hochbunker aus Sichtbeton, in dem 1948–49 nach Plänen des Kölner Diözesanbaumeisters Willy Weyres (1903–89) durch Entfernung von Geschossen und durch Einsprengen von Fenstern eine Kirche angelegt worden ist. Bauherr war Pfarrer Dr. Carl Klinkhammer (1903–97), der während des Nationalsozialismus durch widerständiges Verhalten erheblichen Repressalien ausgesetzt gewesen war. Er argumentierte, der Bunker sei bereits während der Bombennächte zu einem Ort intensiver Gebetsfrömmigkeit geworden; durch dessen Entfestung sei ein Werk des Friedens entstanden<sup>85</sup>.

Emil Steffann (1899–1968) richtete 1946 die Kapelle des Lübecker Krankenhauses Süd ein. Deren Ausstattung bestand aus Hinterlassenschaften des Zweiten Weltkrieges – die Bankstützen waren Gewehrrohlinge, die Altarleuchter versilberte Geschosshülsen. Der Architekt äußerte dazu: „Gerade die Dinge, welche bisher der Vernichtung gedient hatten und allüberall als wertloses Material herumlagen, wurden [...] in den Dienst Gottes gestellt. [...] Die Kapelle schien in ihrer außergewöhnlichen Selbstverständlichkeit der Krankenhausleitung nicht tragbar und wurde bald nach ihrer Vollendung

<sup>85</sup> St. Sakrament, 1995 in die Denkmalliste eingetragen, dient seit dem Tod Pfarrer Klinkhammers (1997) nur noch sporadisch für Gottesdienste; der Bau wird auch von einem sehr engagierten Kunstverein sensibel genutzt (s. hierzu <http://www.bunkerkirche.de>).

wieder zerstört<sup>86</sup>. Was uns Steffann verschweigt: Hauptnutzer der Kapelle waren Kriegsversehrte und Invaliden.

In einzelnen Fällen hat man Materialien zur Errichtung von Kirchen zweitverwendet, die für Bauten der NSDAP vorgesehen oder verwendet worden waren. Diese Kirchen entstanden in den Jahren zwischen Kriegsende und „Wirtschaftswunder“. Den Quellen zufolge war die Einbeziehung solcher „belasteter“ Baustoffe primär durch die damalige Not und Materialkontingentierung bedingt. Ein Beispiel ist St. Laurentius in Würzburg-Heidingsfeld (Hans Schädel, 1948–50), deren Bodenplatten und Steine ursprünglich für die Ordensburg Vogelsang, das Oberkommando des Heeres, die Kongresshalle der SA und den Westwall bestimmt gewesen waren. Die Eisenkonstruktion einer Flugzeughalle dient hier als Kirchendach.

Eine kirchliche Präsenz an oder bei Opferorten, verbunden mit einer programmatischen Übernahme des dort befindlichen Baumaterials, erstrebte man in den ersten Jahren nach Kriegsende, dann wieder seit den fortgeschrittenen 1950er Jahren. Es waren nicht zufällig jene Zeiten, in denen Bekennen beziehungsweise kritisches Hinterfragen des Gewesenen neben das weithin übliche Beschweigen trat. Im Folgenden seien zwei Beispiele kurz vorgestellt:

Die Kapelle „Jesus im Kerker“ im oberpfälzischen Flossenbürg entstand 1946–47. Es handelt sich um eine Gedenk- bzw. Sühnekapelle; sie geht auf ein Komitee vorwiegend polnischer „Displaced Persons“ zurück und ist integraler Bestandteil einer sehr frühen KZ-Gedenkstätte. Der örtliche Architekt, Stadtbaurat Josef Linhardt (1886–1985), entschied sich bewusst für eine traditionsgebundene, regionaltypische Form. Das Baumaterial des Kapellensaals gewann man aus Wachtürmen des angrenzenden Konzentrationslagers, ein erhaltener Lagerwachturm ragt unmittelbar neben der Kapelle, an der Stelle eines Glockenturmes auf. Weil die Kapelle auf Wunsch der polnischen Komiteemitglieder ausschließlich katholisch genutzt wurde, gedachte man dem in Flossenbürg ermordeten Dietrich

---

<sup>86</sup> Steffann, Emil: Notkirchen. In: Das Münster 4, 1951, Heft 3–4, S. 97–100, 114, hier S. 99.

Bonhoeffer nicht hier, sondern (seit 1947) in der evangelischen Pfarrkirche des Ortes<sup>87</sup>.

Die Friedenskirche in Manching bei Ingolstadt [Abb. 6] entstand 1957–58 aus den Steinen eines angrenzenden Forts. Diese Festung hatte 1944–45 als Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis gedient, hier waren Todeskandidaten inhaftiert gewesen. Der Architekt Olaf Andreas Gulbransson (1916–61) wollte an diese Ereignisse durch Übernahme der Baustoffe in die Kirche erinnern. In den Festansprachen titulierte Vertreter der Bayerischen Landeskirche den Bau ausdrücklich als eine christliche Gedenkstätte für die hiesigen Opfer des Nationalsozialismus. Konkret auszusprechen, dass unter den Opfern auch Deserteure der Wehrmacht gewesen waren, dafür war 1957 die Zeit noch nicht reif.

#### V. Zur Semantik von Trümmersteinen und einbezogenen Kriegshinterlassenschaften

Welche Bedeutung hatten Trümmersteine und andere materielle Kriegshinterlassenschaften für die Aufbaugeneration? Der Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt konstatierte zu Recht, dass die Architekten Rudolf Schwarz und Emil Steffann einen geradezu sakramentalen Umgang mit den Trümmersteinen pflegten<sup>88</sup>. Im Kontext von St. Anna in Düren sprach Schwarz vom geheiligten Stein, der im Sinne einer Auferstehung in dem neuen Werk fortleben solle. Steffanns Credo war allgemeiner: „Die Schutthalde ist ein idealer Baukasten voll Anregung für unsere Phantasie; seine verachteten Kostbarkeiten nicht achtlos fortzuschaffen, sondern ein Neues aus

<sup>87</sup> Literatur zur Gedenkstätte Flossenbürg: *Skriebeleit*, Jörg: Flossenbürg – Stammlager. In: Benz, Wolfgang/Distel, Barbara (Hg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 4. München 2006, S. 17–66, hier: S. 66, Anm. 127; *Kappel*, Kai: Die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg (1946/47) – ein kaum bekanntes deutsch-polnisches Kulturerbe. In: Visuelle Erinnerungskulturen und Geschichtskonstruktionen in Deutschland und Polen II (ab 1939). 13. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker (Darmstadt 2006) [im Druck].

<sup>88</sup> W. Pehnt, Umgang (wie Anm. 5), S. 114; Pehnt, Wolfgang/Strohl, Hilde: Rudolf Schwarz (1897–1961). Architekt einer anderen Moderne. Ostfildern 1997, S. 126.

ihnen entstehen zu lassen, welches die schweren Verwundungen, die uns trafen, nicht verschweigt. [...] gerade das Zerborstene und das Verwundete zu suchen und lieben zu lernen, um aus diesem, uns von unserem Schicksal vor die Füße geworfenen Material Kirchen zu errichten<sup>89</sup>. Sieht man jedoch die Archive und zeitgenössischen Schriften von 55 weiteren Kirchen aus Kriegsruinen und Trümmersteinen durch, finden sich keine entsprechend deutlichen Aussagen zum Erinnerungswert solcher Spolien.

Wo von kirchlicher Seite in Ansprachen und Predigten ein Zusammenhang zwischen der Kriegszerstörung und dem Aufbau hergestellt wurde, war die Rede von einem handelnden Gott. Dessen Urteil beziehungsweise Gericht über die Gesellschaft sei durch die Zerstörung manifest geworden; der Aufbau sei Ausdruck von Barmherzigkeit und Gnade<sup>90</sup>. Dieses Erklärungsmodell, das sich bei beiden Konfessionen findet, hatte Tradition. So war die deutsche Niederlage 1918 von kirchlichen Vertretern als Gottesgericht gedeutet worden<sup>91</sup>. Im „Dritten Reich“ wurden die alliierten Bombardierungen von einigen Geistlichen öffentlich als Heimsuchung beziehungsweise Stimme Gottes interpretiert. Bischof Clemens August Graf von Galen (1878–46) blieb für entsprechende Predigtäußerungen vom 13. Juli 1941 unbehelligt, der Lübecker Pastor Karl Friedrich Stellbrink (1894–43) wurde deswegen abgeurteilt und hingerichtet. Auch wenn mit einem solchen Denkansatz die massenhafte Identifikation der Deutschen mit dem NS-Staat unmissverständlich kritisiert wurde, war das zugrunde liegende theologische Verständnis von Geschichte als einer Offenbarungsquelle Gottes nach 1945 außerordentlich problematisch. Mit einem solchen Deutungsansatz wurden die Verbrechen der NS-Zeit entkonkretisiert und enthistorisiert,

<sup>89</sup> *Steffann*, Emil: Kirchenbau aus Trümmersteinen. In: Jahrbuch für Christliche Kunst, 1952–53, S. 28.

<sup>90</sup> Hingewiesen sei hier nur auf die öffentliche Stellungnahme eines kirchlich stark geprägten Architekten, wonach die Kriegszerstörung der Kirchen als „Gnadengeschenk Gottes“ bzw. „ein Zeichen des Gerichtes und der Heimsuchung Gottes“ aufzufassen sei: *Langmaack*, Gerhard: Kirchenbau heute. Grundlagen zum Wiederaufbau und Neuschaffen. Hamburg 1949, S. 174.

<sup>91</sup> Vgl. nur *Kitzmann*, Armin Rudi: Mit Kreuz und Hakenkreuz. Die Geschichte der Protestanten in München 1918–1945. München 1999, S. 33.

konnte ein Bekenntnis zur Kriegsursache, zur Schuld und eine Auseinandersetzung mit persönlicher Verstrickung unterbleiben (derlei hat die damalige Gesellschaft auch nicht eingefordert). Es gab jedoch andere Stimmen: Besonders jene Geistlichen, die das Leiden und Sterben an der Front und im Luftschutzkeller unmittelbar erfahren hatten, empfanden Krieg und Zerstörung als Bruch mit der Tradition, als Zeichen für einen vollständigen Neuanfang. So erteilte etwa der Freiburger Pfarrer Otto Katz (1904–76), Mitglied der Bekennenden Kirche, geprägt durch Kriegsteilnahme und russische Gefangenschaft, jedem Historisieren, jedem archaisierenden Rückgriff auf Romanik und Gotik eine deutliche Absage: „Nach den Erlebnissen beider Kriege können wir nicht mehr so bauen“<sup>92</sup>.

Sichtbar belassene Kriegsspuren, Trümmersteinmauern und andere Kriegshinterlassenschaften an Kirchen wurden von den Zeitgenossen höchst unterschiedlich interpretiert. Es gab im Wesentlichen drei Kategorien: einen ökonomisch motivierten Pragmatismus (der Trümmerstein als preiswerter, einzig verfügbarer Baustoff), baukünstlerisch-ästhetisierende Bewertungen (die Schönheit und Lebendigkeit der Trümmersteinmauern) und eine historisch-dokumentarische Haltung. Bei Letzterer war mit den Trümmersteinmauern entweder eine Vergewärtigung des zerstörten Vorgängerbauwerks, der kirchlichen und kommunalen Tradition oder aber eine Erinnerung an das Leiden im Krieg und an die Kriegszerstörung intendiert. Seit dem Ende der 1950er Jahre galten die Trümmersteinmauern auch als Zeugnis für die Mühen der Gemeinde in der Aufbauzeit.

Tiefer gehende, öffentliche Reflexionen über Ursache und Anlass der Bombenzerstörungen waren in der deutschen Nachkriegsgesellschaft nicht opportun. Dies lag weniger an der alliierten Pressezensur als an der geradezu reflexartigen Abwehr des empfundenen Kollektivschuldvorwurfs. Als man 1948 die Pforzheimer Auferstehungskirche einweihte – den Prototyp des zweiten, vom Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland initiierten Notkirchenprogramms –, waren auch ausländische Gäste geladen. In seiner

---

<sup>92</sup> Katz, Otto: Können wir Kirchen bauen? Typoskript o. D. [1953] (Archiv Brigitte Katz, Freiburg/Br.).

Ansprache pries Otto Bartning die „rauhe Einfalt“ der „merkwürdigen Mauern“ und fand zu einem gewunden-generalisierenden Bekenntnis: Man möge hier auch der alliierten Bomberpiloten gedenken, diese seien jedoch „ebenso schuldlos wie wir und ebenso verstrickt ins Verhängnis des Christentums wie wir“<sup>93</sup>.

Erst seit dem Ende der 1950er Jahre konnte die Schuldthematik eindeutiger angesprochen werden. So wurde 1959 in der Kriegsrüine der Hanauer Wallonischen Kirche verkündigt: „Als man in unserem Lande – wir sagen es schweren und schuldbewußten Herzen – daranging, die christlichen Gotteshäuser *ab*zubauen und den babylonischen Turm – genannt ‚Ewiges Deutschland‘ oder ‚Tausendjähriges Reich‘ – *auf*zubauen, da fingen dann bald die Steine an zu schreien“<sup>94</sup>. Auch hieran wird deutlich: Die Phase der „Vergangenheitsbewältigung“<sup>95</sup> hat in der Bundesrepublik nicht erst in den fortgeschrittenen 1960er Jahren, sondern noch vor dem Ende der Ära Adenauer eingesetzt.

#### VI. Eine Zukunft für die kirchliche Anfangsarchitektur nach 1945

Ein beträchtlicher Teil der aus Trümmersteinen errichteten Kirchen ist heute durch Abriss verloren oder wurde baulich stark verändert. Gründe hierfür waren der durch Flucht, Vertreibung und die damit einhergehenden konfessionellen Verschiebungen entstandene Bedarf an größeren Neubauten, ein über das „Wirtschaftswunder“ hinaus anhaltender Modernisierungsdruck, die mangelnde Bereitschaft, Spuren des Krieges als authentisches Geschichtszeugnis zu akzeptieren und die verbreitete Auffassung, Bauleistungen der frühen Nachkriegszeit stellten durch die Not diktierte, ergo ergänzungsbedürfti-

<sup>93</sup> *Bartning*, Otto: Ansprache zur Weihe der Pforzheimer Auferstehungskirche am 24. 10. 1948, zit. nach *Gerbing*, Chris: Die Auferstehungskirche in Pforzheim (1945–1948). Otto Bartnings Kirchenbau im Spannungsfeld zwischen Moderne und Traditionalismus. Regensburg 2001, S. 43–45.

<sup>94</sup> *Pribnow*, Hans: Die Predigt der Steine. In: Unsere Kirche. Hg. vom Konsistorium der Wallonisch-Niederländischen Gemeinde in Hanau. Heft 1: Festschrift zur Einweihung der wiederaufgebauten Wallonisch-Niederländischen Kirche in Hanau am Main. Hanau o. J. [1960], S. 45–52, S. 51f.

<sup>95</sup> Vgl. nur *Frei*, Norbert: 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen. München 2005, S. 34–37.

ge Zwischenlösungen dar. Veränderungen entstanden und entstehen auch durch baulichen Verfall, etwa bei erforderlichen Sanierungen von Trümmersteinpartien am Außenbau. Nicht immer stammen die dort vermauerten Trümmersteine aus der äußeren Mauerschale des Altbaues, weswegen sie für die heutigen atmosphärischen Belastungen ungeeignet sind. Eine weitere Gefährdung zeichnet sich sehr deutlich ab: Die in beiden Konfessionen aktuell diskutierten Strukturkonzepte zum kirchlichen Baubestand („Kirchensterben“) werden in besonderer Weise die Architektur der Nachkriegszeit betreffen.

Bereits 1995 äußerte der renommierte Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Georg Mörsch zum Thema: „Die ersten Phasen der Wiederaufbauleistungen sind heute bereits als abgeschlossene Epoche der Kirchen- und Architekturgeschichte erkennbar [...]. Gleichzeitig aber scheint der unmittelbare emotionale Zugang zu den damaligen Architekturleistungen im letzten Jahrzehnt so in Gefahr geraten, daß wir uns mit der Würdigung der noch unversehrten Werke einerseits beeilen müssen und andererseits hoffen dürfen, durch solche Würdigung einen Schutz bewirken zu können“<sup>96</sup>.

Welch hoher Veränderungsdruck auf solchen Denkmälern lastet, lehrt ein Blick auf die aktuellen, sehr prominenten Verluste: In Köln kam es zur Beseitigung der 1943 gemauerten Ziegelplombe am nördlichen Domturm und zur entstellenden Überbauung der Kapelle „Madonna in den Trümmern“<sup>97</sup>; Egon Eiermanns Pflanzareal in der ruinösen Treppenhauskonche der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ersetzte man durch einen modernistischen Souvenirshop; in Dresden wich die Frauenkirchen-Ruine einer archäologischen Rekonstruktion, die von vielen als „befriedend“ empfunden wird<sup>98</sup>.

<sup>96</sup> Mörsch, Georg: Neue Kirchen aus Ruinen. Bemerkungen zum Wiederaufbau in der Erzdiözese Köln. In: Bollenbeck, Karl Josef (Red.): Glaube und Raum. Neue Kirchen im Rheinland 1945–1995. Köln 1995, S. 23–32, hier S. 24f.

<sup>97</sup> Hierzu zuletzt Krings, Ulrich: Gottfried Böhms Kirchenbauten und die Denkmalpflege. In: Voigt, Wolfgang (Hg.): Gottfried Böhm. Katalogbuch zur Ausstellung (Frankfurt/M. 2006). Berlin 2006, S. 128–143, hier S. 136–142.

<sup>98</sup> Zu fragen ist, ob die „Wiederauferstehung“ der Frauenkirche einen symbolgeladenen Einzelfall bezeichnet oder ob es sich dabei um einen Paradigmenwechsel handelt. Gerade in gesellschaftlich und wirtschaftlich schwierigen

Ein erfreuliches Gegenbeispiel sind die auf uns gekommenen Notkirchen Otto Bartnings [Abb. 1]: Diese Bauten, Zeugnis auch für das Wirken des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland, werden allgemein hoch geschätzt. Wie vor Ort zu erfahren ist, werden die Bartning'schen Notkirchen von ihren Gemeinden sehr angenommen. Sie sind wegen ihrer warmen, unmittelbaren Ausstrahlung beliebte Orte für Trauungen und andere Feste des Lebens. Man möchte dieses Renommee auch ihren weniger bekannten Schwestern wünschen, den spärlich erhaltenen Notkirchen aus umgebauten Militärbaracken<sup>99</sup> und Otto Bartnings Diaspora-Kapellen<sup>100</sup>. Eingehender zu würdigen wäre auch der Beitrag des Architekten Gerhard Langmaack (1898–86) für das sakrale Bauen in den Jahren unmittelbar nach 1945. Langmaack machte sich unter anderem durch die Planung der „Notzeit-Kirche“ als Typenprogramm für ausgebombte oder neu zu gründende kleinere Gemeinden (1946), durch engagierte, kritische Beiträge auf den frühen evangelischen Kirchbautagen, durch eine grundlegende Abhandlung zum kirchlichen Bauen in

---

Phasen wie den unseren scheint das Bedürfnis besonders stark, Wunden zu heilen. Der in Ostdeutschland im vollen Gange befindliche Wiederaufbau führt auch in den alten Bundesländern zu entsprechenden Wünschen und Begehrlichkeiten. Ein deutlicher Einspruch gegen konstruierte Geschichtsbilder und Rekonstruktionslust ist die „Dresdner Erklärung“ vom 8. 11. 2005. Hierzu *Scheurmann, Ingrid/Meier, Hans-Rudolf* (Hg.): *Echt, alt, schön, wahr. Zeitschichten der Denkmalpflege*. München; Berlin 2006, S. 232–235 (bes. Kap. 1).

<sup>99</sup> Gut erhaltene und sorgsam kirchlich genutzte Beispiele sind in die Notkirche der evangelischen Gemeinde Alt-Saarbrücken und die Heilig-Geist-Kirche in Nürnberg-Laufamholz.

<sup>100</sup> Hierzu im Überblick: *Kobnert, Frauke*: 50 Jahre Otto-Bartning-Kirchenprogramm. Dokumentation der 48 Gemeindezentren und Diaspora-Kapellen. Geeste 2000; zu Einzelbauten zuletzt *Körner, Burkhard*: Zeitzeugen der frühen Nachkriegszeit: Kirchen des Architekten Otto Bartning. Die Christuskirche in Neusorg und die Friedenskirche in Neumarkt-Sankt Veit. In: *Denkmalpflege Informationen*. Hg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Ausg. B 124, März 2003, S. 27f. Gefährdet ist derzeit die Diaspora-Kapelle aus dem Lager Dachau (dort 1952 eingeweiht, als Golgathakirche seit 1967 in München-Ludwigsfeld); ihre Nutzung als evangelische Kirche wurde am 1. Advent 2005 beendet.

Ruinen („Kirchenbau heute“, 1949) und durch Adaptionen des Bartning'schen Notkirchensystems<sup>101</sup> einen Namen.

Mehr denn je sind forschende und denkmalpflegerisch-sichernde Bemühungen unerlässlich – gegen Nichtachtung, absichtsvolles Vergessen und mutwillige, geschichtsrevidierende Zerstörung. Wer sich einer ehrlichen Auseinandersetzung mit deutscher Geschichte stellt, soll auch an den kirchlichen Baudenkmalern erfahren können, wie lang die Schatten des Nationalsozialismus tatsächlich gewesen sind. Nicht nur von der staatlichen Denkmalpflege, sondern auch von den Diözesen und Landeskirchen muss deutlicher als bisher benannt werden, was als authentisches kulturelles Erbe der „Trümmerzeit“ in das Gepäck des 21. Jahrhunderts gehört.

---

<sup>101</sup> Erhaltene Beispiele sind die Markuskirche in Hamburg-Hoheluft und St. Martinus in Hamburg-Eppendorf, beide 1949. Zum Wirken Langmaacks in diesen Jahren zuletzt *Bürgel*, Rainer/*Nohr*, Andreas (Hg.): Spuren hinterlassen ... 25 Kirchbautage seit 1946. Hamburg 2005, passim; sowie U. *Pantle*, Reduktion (wie Anm. 5), S. 238–253.



Abb. 1: Gießen, Pankratiuskapelle (Bartning-Notkirche), tragende Konstruktion aus Holzbindern, die Wände sind aus Trümmersteinen ausgemauert (1948–49).



Abb. 2: Düren, St. Anna (1954–56).



Abb. 3: Freiburg/Br., Ludwigskirche, Deckenmosaik der Eingangshalle aus Trümmersteinen (1952–54).



Abb. 4: Stuttgart, Paulus-Notkirche, Apsispartie (1948–49).



Abb. 5: Lübeck, Marienkirche, Glockenkapelle im Süderturm (1942/51).



Abb. 6: Manching, Friedenskirche, Außenmauern aus den Steinen eines angrenzenden Opferortes (1957–58).



Abb. 7: Saarbrücken, St. Albert, Trümmerstein-Tableau an der Außenseite der Sakramentskapelle (1952).

Abbildungsnachweis  
Abbildungen 1–7: Kai Kappel